

Reinhard H. Gruber

DER WIENER STEPHANSDOM

Porträt eines Wahrzeichens



Reinhard H. Gruber

Der Wiener Stephansdom

Porträt eines Wahrzeichens



Reinhard H. Gruber

Der **WIENER
STEPHANSDOM**

Porträt eines Wahrzeichens

Überarbeitete Neuauflage

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhaltsverzeichnis

Anstelle eines Vorwortes	7
Die beiden „Grundfragen“ des Domes	
Institutionen und geschichtlicher Überblick	12
Wer eintritt, soll Glück und Segen empfangen	
Die Portale des Domes	36
Erhabene Majestät	
Türme, Glocken, Dombrand und Wiederaufbau	48
Nicht mit Worten beschreibbar	
Der Innenraum	74
Meisterwerke Anton Pilgrams	
Domkanzel und Orgelfuß	98
Ein Schatz, den man nicht verkaufen kann	
Säulenheilige und Reliquien	112
„Die beliebteste Wienerin“	
Gnadenbilder und Gebetsorte	124
Besondere Orte	
Taufkapelle und Barbarakapelle	134
Memento Vivere	
Der Dom als Begräbnisort	142
Worauf es ankommt	
Liturgie in St. Stephan	156
Epilog	171
Zeittafel	174
Grundrissplan und Legende	178
Glossar	180
Bibliografie	182
Dank	188
Abbildungsnachweis	189

Gewidmet allen, die meinen Lebensweg begleiten,
und all jenen, deren Lebensweg ich begleiten darf.

Anstelle eines Vorwortes

Ein Wort zuvor

Der Wiener Stephansdom ist nicht nur ein europäisches Kulturdenkmal ersten Ranges, sondern auch jenes Wahrzeichen Österreichs, mit dem sich bis heute die meisten Bewohnerinnen und Bewohner der Republik identifizieren können. Im Herzen der Stadt Wien gelegen, ist ihm etwas eigen, das sich nur schwer in Worten ausdrücken lässt. Ein großer Seelsorger in St. Stephan sprach einmal vom „durchbeteten Dom“. St. Stephan ist mit seinen vielfältigen Gottesdiensten und seelsorglichen Angeboten sowie dank seiner langen Öffnungszeiten spirituelles Zentrum und Ort der Einkehr und des Gebets, ein Ort der Stille und Reflexion, während draußen um ihn herum das bunte Leben der Stadt tobt. Doch wenn man den Stephansdom zu den touristischen Hauptzeiten besucht, dann könnte man den Eindruck bekommen, dass er und mit ihm viele andere Kathedralen Europas zu reinen Touristenmagneten verkommen sind, Orten des Massentourismus, unruhig und laut, seelenlos und gottverlassen. Mehr als sechs Millionen Menschen überschreiten pro Jahr die Schwelle des Riesentores von St. Stephan. Ein Großteil von ihnen sind Touristen aus aller Herren Länder. Für sie ist der Wiener Stephansdom im Idealfall ein „begehbares Kunstwerk“, meist nur eine touristische Hauptsehenswürdigkeit der Bundesstadt Wien, deren kostenlosen Besuch es „abzuhaken“ gilt. Natürlich gibt es die treuen Betenden, die Gottesdienstbesucher und jene, die täglich kommen und im Dom eine Kerze entzünden. Es fällt oft schwer, sie nicht aus den Augen zu verlieren und sie nicht zu übersehen. Dieses Buch hat es sich zur Aufgabe gestellt, mit Hilfe von Erklärungen, Beschreibungen und einer Rückschau in die Geschichte den Zugang zu diesem beein-



drückenden Bauwerk und seiner geistlichen Botschaft zu erleichtern.

Der Wiener Dom ist vielfacher Forschungsgegenstand von Architekten, Historikern, Kunsthistorikern, Biologen, Bauforschern, Musikhistorikern und auch Theologen. In den letzten Jahren ist eine Reihe von Monografien und Artikeln zu Forschungsgebieten wie Archäologie und Baugeschichte sowie zu einzelnen Kunstwerken erschienen. Darüber hinaus gibt es Vorträge und Führungen zu bestimmten Themengebieten, die aber meist den religiösen Hintergrund und die Theologie der damaligen Zeit außer Acht lassen. Ein möglicher Einfluss von damals sehr verbreiteten Gebetsformen und Frömmigkeitsübungen auf die Ausstattung des Domes wird fast kategorisch abgelehnt. Bei touristischen Führungen ist leider oft zu beobachten, dass der Funktion des Domes als Gottesdienststätte und Gebetsort wenig Raum gegeben wird. Dadurch kommt der religiös-spirituelle Aspekt zu kurz. Die Botschaft des Stephansdoms kann man durch einen rein historischen oder kunsthistorischen Zugang nicht verstehen. „*Man sagt nichts Wesentliches über den Dom aus, wenn man nur von den Steinen spricht,*“ lautet ein in

diesem Zusammenhang sehr passendes Zitat von Antoine de Saint-Exupéry, das man in seinem beeindruckenden Werk „Flug nach Arras“ aus dem Jahr 1942 lesen kann.

Die Menschen des ausgehenden Mittelalters verliehen ihrem Glauben auf vielfältige Art und Weise Ausdruck. Spuren ihrer Frömmigkeit finden sich in St. Stephan überall: auf Andachtsbildern, Grabmälern, Altären und Figuren. Wir finden sie als Stifter dargestellt: klein, meist kniend, immer im Gebet, zu Füßen von Christus, der Gottesmutter oder von Heiligen. Die oft unreflektierte religiöse Praxis hat das Leben der Menschen in allen Bereichen geprägt. So waren Gläubige Auftraggeber für die vielen Kunstwerke, und gläubig waren auch die Baumeister und Künstler, die diese Aufträge künstlerisch umsetzten. Wir betrachten dieses Schaffen meist isoliert als reine Kunstwerke, doch sind sie mehr als das. In ihnen manifestiert sich die mittelalterliche und frühneuzeitliche Frömmigkeit. Gläubige konnten durch ihre Stiftungen ihrem Glauben Ausdruck verleihen. Gleichzeitig wurde dies durch Herrscher und Klerus gefördert, indem sie sich selbst auch als Stifter betätigten und so mit gutem Beispiel vorangingen. Das blieb auch in der Zeit des Barocks so, deren lebensfrohe Pracht die kultische Einrichtung des Domes bis heute prägt.

Im Mittelalter war man davon überzeugt, dass die sichtbare Kirche ein Symbol für die unsichtba-

re Kirche sei. Darüber hinaus betrachtete man den gotischen Kirchenraum als Abbild des himmlischen Jerusalems, „*als Wohnung Gottes unter den Menschen*“ (vgl. Offb 21,2f). Bis heute hat diese Aussage für jedes christliche Gotteshaus nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Ohne zumindest zu bedenken, dass die mittelalterlichen Baumeister und Steinmetze sowie all jene, die am Kirchenbau und seiner Ausstattung mitgewirkt haben, gläubige Menschen waren, wird man seiner Botschaft und Bedeutung nie ganz gerecht werden können.

Und so stellt sich tatsächlich die Frage: Braucht Gott ein Haus?

Diese Frage ist wahrscheinlich falsch gestellt. Richtig muss sie wohl lauten: Brauchen die Menschen ein „Gotteshaus“? Gott braucht kein Haus. Er ist an keinen Ort gebunden, er ist einfach „da“ (vgl. Ex 3,14) – in der Welt, zwischen uns und in uns. Er wohnt den Menschen inne, so die christliche Überzeugung. Sobald Menschen „*in seinem Namen zusammenkommen*“ (vgl. Mt 18,20), dann ist er in ihrer Mitte. Dann wohnt Gott in „seinem“ Haus. Seine Gegenwart im Geheimnis der Eucharistie, vergegenwärtigt in den Gestalten von Brot und Wein und würdig aufbewahrt im Tabernakel, ist ein Realsymbol für diese Feier des Glaubens. Das Christentum als Feierreligion braucht Feierräume. Und das sind unsere Kirchen, das ist der Stephansdom.

„Wirklich, der Herr ist an diesem Ort und ich wusste es nicht. Wie Ehrfurcht gebietend ist doch dieser Ort! Er ist nichts anderes als das Haus Gottes und das Tor des Himmels.“

(vgl. Gen 28,16f.)



Der göttliche Baumeister

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts verlegte der Babenberger Markgraf Heinrich II. mit dem Beinamen „Jasomirgott“, der Stifter des Schottenklosters, seine Residenz von Regensburg nach Wien. In einem Traum soll ihm ein junger Baumeister erschienen sein, der den Plan einer mächtigen Kirche in Händen hielt. Der Herrscher erblickte darin einen göttlichen Auftrag und befahl den Bau der Stephanskirche. Der junge Mann, der den Bau leitete, war – so die Gründungslegende – genau jener, den der Markgraf im Traum gesehen hatte. Nach der feierlichen Weihe der neuen Kirche wollte sich Heinrich Jasomirgott bei dem Baumeister bedanken, doch dieser war spurlos verschwunden. Der Herzog und die Bewohner Wiens waren überzeugt: Ob der Schönheit des Bauwerks konnte nur Jesus Christus selbst der geheimnisvolle Baumeister gewesen sein.

WENN NICHT DER HERR
DAS HAUS BAUT,
MÜHT SICH JEDER UMSONST,
DER DARAN BAUT!
(PSALM 127,1)

Der nächtliche Stephansdom mit der Kunstinstallation „Himmelsleiter“ von Billi Thanner (2021)





DIE BEIDEN „GRUNDFRAGEN“ DES DOMES

Institutionen und geschichtlicher Überblick







Gleich einem „Korallenriff“ hebt sich der Stephansdom aus dem Häusermeer der Inneren Stadt ab.

Es ist unbestritten: Wiens Wahrzeichen ist der Stephansdom. Von welcher Richtung man sich auch der österreichischen Bundeshauptstadt nähert, der Hohe Turm von St. Stephan grüßt einen schon von Weitem. Ohne den Dom ist Wien nicht denkbar. Als steinerner Zeuge des Glaubens und unserer Geschichte lädt St. Stephan seine Besucher ein, die Gedanken gen Himmel zu richten. Der Stephansdom wird nicht nur bewundert und geliebt, er wird auch beschrieben und erforscht. Architekten, Kunsthistoriker, Archäologen und Historiker, Theologen und Ikonografen beschäftigen sich mit ihm, jeder auf seine eigene Art und Weise. Doch meistens fehlt etwas: die Zusammen schau, die Synthese der verschiedenen Wissenschaften. Und oft wird bei aller Professionalität der Blick auf die Lebensumstände, auf das konkrete zeitliche und gesellschaftliche Umfeld, auf die

theologischen Vorstellungen und die Frömmigkeit der damaligen Herrscher, Künstler und Bürger vergessen. Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, diesem Ideal gerecht zu werden. Es möchte auch keine Enzyklopädie des Domes sein oder gar die Geschichte neu schreiben. Wie der Untertitel schon verrät, geht es um ein Porträt, ein möglichst wirklichkeitsgetreues Abbild des Originals. Und da mir der Dom sehr am Herzen liegt, habe ich zwar versucht, ein möglichst authentisches Porträt von ihm zu zeichnen, aber doch auch respektvoll und sensibel mit ihm umzugehen, mich in ihn hineinzudenken und seine Sprache zu hören – wie man versucht, einen lieben Freund behutsam zu charakterisieren. Es ist der Versuch, das niedergeschrieben, was die Besucher – wie ich bei meinen Begegnungen in und mit St. Stephan erkannt habe – am meisten interessiert. Es möchte einen Überblick über die Geschichte und die wichtigsten Kunstwerke geben, ohne trockene Fakten einfach aneinanderzureihen oder eine zu gehobene Sprache zu verwenden. Daneben ist es mir auch wichtig zu zeigen, dass ein Archiv nicht nur eine Sammlung von verstaubten, schwer lesbaren Akten, sondern auch eine sprudelnde Quelle lebendiger Geschichte ist.

Neben all seiner historischen und kunsthistorischen Bedeutung ist der Stephansdom vor allem Kirche, Ort des Gottesdienstes und des persönlichen Gebetes. Und ich behaupte, er wäre nicht so schön, wenn er das nicht in erster Linie wäre. Die Menschen, die ihn erbauten, haben in diesem Bau auch ihren Glauben zum Ausdruck gebracht. Ohne diese Tatsache zu respektieren, wird es nicht gelingen, die Sprache von St. Stephan zu verstehen. Daher ist mir die geistliche Botschaft des Stephansdoms ein besonderes Anliegen. Daher werden der Theologie und der Ikonografie, der spirituellen Bedeutung von St. Stephan, viel Platz eingeräumt.

Der Stephansdom, der Dom der Wiener, ist auch der Dom aller Österreicher, die „Pfarrkirche Österreichs“, in der sich alle daheim fühlen. Seien Sie herzlich willkommen!

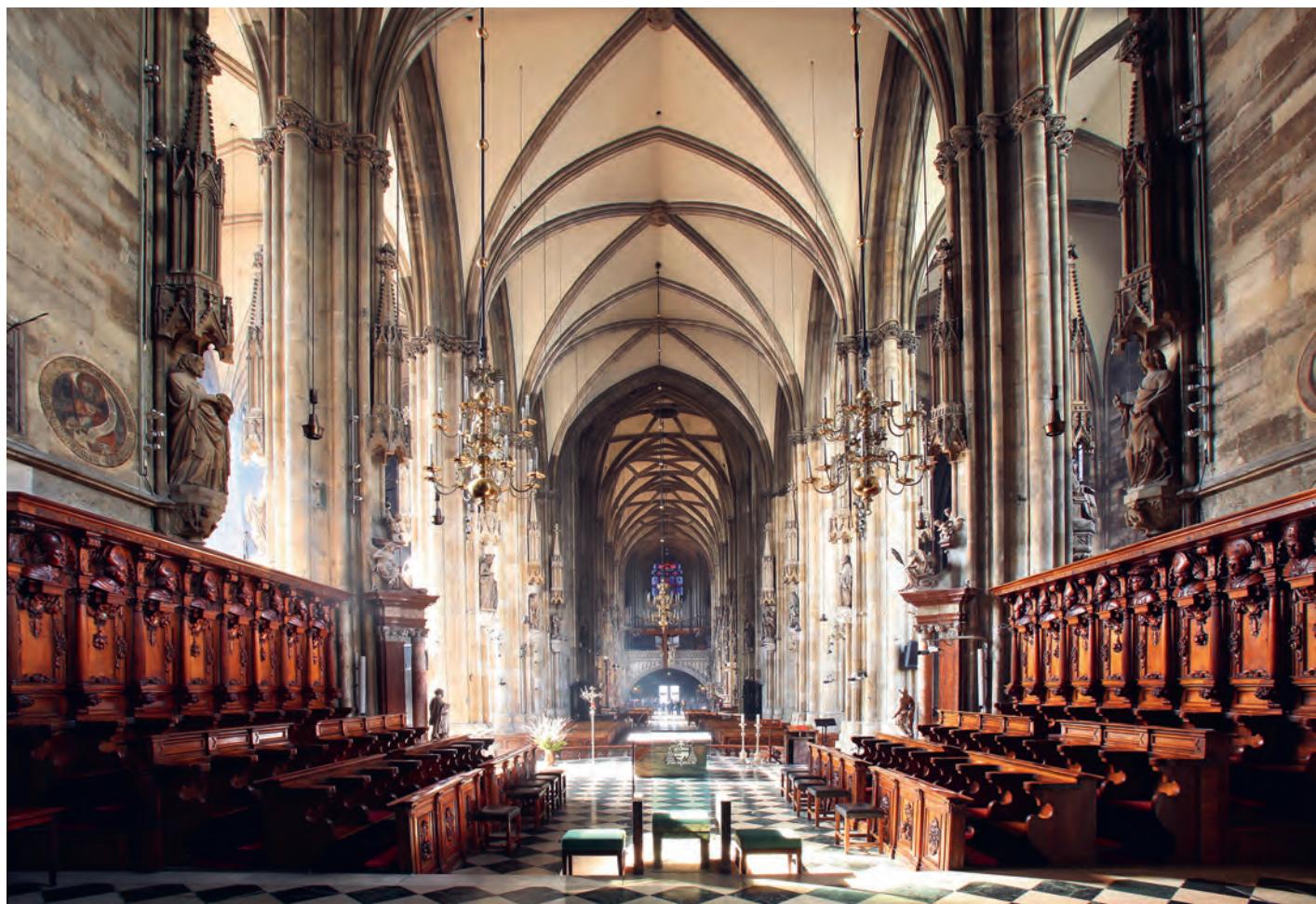
WEM GEHÖRT DER STEPHANS DOM?

Institutionen am Dom

Die Frage „Wem gehört der Stephansdom?“ wird bei fast jeder Führung, jedem Vortrag über den Dom gestellt. Für die Beantwortung gibt es viele Möglichkeiten, die alle richtig klingen: dem jeweiligen Erzbischof, der katholischen Kirche, der Stadt Wien oder der Republik. Tatsächlich steht im Grundbuch unter der nobelsten Adresse Österreichs, Stephansplatz 1, 1010 Wien, als Eigentümerin: Römisch-Katholische Metropolitan-, Dom- und Pfarrkirche zu St. Stephan in Wien. Der Dom gehört sich also selbst, ist eine eigene Rechtsper-

sönlichkeit und somit auch ein eigener Wirtschaftskörper, der sich selbst erhalten und für seine laufenden Kosten aufkommen muss. Es fließen nur wenig Erträge des Kirchenbeitrags oder Zuwendungen der öffentlichen Hand in die Erhaltung des Wiener Wahrzeichens. Als Stimme des Domes in rechtlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, als oberste Entscheidungsgewalt fungiert das Domkapitel. Es ist ein Kollegium von Priestern, dessen Mitglieder der Erzbischof frei ernennt. Es wacht wie ein Vorstand mit demokratischer Struk-

Vom Hochaltar aus gesehen: das barocke Chorgestühl, liturgischer Sitz der Mitglieder des Metropolitan- und Domkapitels zu St. Stephan, denen die Sorge über den Dom aufgetragen ist. Am unteren Bildrand die Kathedra, der Bischofsstuhl des Erzbischofs von Wien.





Spätgotische Pfeilerfigur des Dompatrons. Der hl. Stephanus als Diakon, in seinen Händen hält er ein Buch und Steine.

tur über St. Stephan, hat aber über diese Funktion hinaus auch liturgische Verpflichtungen. Bei seiner Gründung 1365 bestand es aus 24 Chorherren und 26 Kaplänen mit einem Propst an der Spitze. Heute sind es zwölf Priester, die innerhalb der Diözese meist leitende Funktionen innehaben. Diese Konstruktion geht auf Herzog Rudolf IV. zurück, der seine Kirche St. Stephan dem Einflussgebiet des Bischofs von Passau entziehen wollte. Eine besondere Rolle kommt dabei dem Domkustos, dem „Finanzminister“, zu. Er ist das Bindeglied zwischen den beiden Dombetrieben, dem Kirchenmeisteramt (Verwaltung) und der Dombauhütte (Domherhaltung).

Die älteste Institution am Dom ist aber die Pfarrre, erstmals 1137 erwähnt. St. Stephan wurde als eine zu Passau gehörige Pfarrkirche errichtet, auch der Patron ist derselbe wie beim Dom zu

Passau. Als solche wird sie auch in den ältesten Urkunden bezeichnet und der Pfarrer von St. Stephan war „Pfarrer von ganz Wien“ und eine wichtige Instanz. Was viele übersehen: Der Dom ist bis heute Pfarrkirche mit einer lebendigen Pfarrgemeinde. Unter Herzog Rudolf IV. erfolgte dann 1365 die Errichtung des Kollegiatkapitels, das bis heute als „Metropolitan- und Domkapitel“ ununterbrochen besteht. Kaiser Friedrich III. konnte den schon lange verfolgten Plan einer Bistumsgründung in Rom durchsetzen: 1469 wurde Wien Bischofssitz, aus der Kollegiatkirche wurde endlich eine Kathedrale, ein Dom. 1722 erfolgte schließlich die Erhebung des Bischofs von Wien in den Rang eines Erzbischofs und aus dem Dom wurde eine Metropolitankirche. Seitdem ist der Oberhirte des Bistums auch Metropolit der Wiener Kirchenprovinz, zu der neben Wien auch die Diözesen Linz, St. Pölten und Eisenstadt gehören.

EWIGE BAUSTELLE

Die Dombauhütte

Von den beiden Dombetrieben ist die „Dombauhütte“ sicher der bekanntere. Der Name spricht für sich, die gut zwanzig Mitarbeiter kümmern sich unter der Leitung des Dombaumeisters um die baulichen Belange, vor allem die laufenden Restaurierungsarbeiten. Im Mittelalter verstand man unter dem Begriff „Bauhütte“ die hierarchisch gegliederte Vereinigung von Steinmetzen, Bildhauern und Werkleuten unter der Leitung des Meisters zur Errichtung eines meist sakralen Bauwerkes. Die Bauhütten zeichneten sich durch große Pflege der Tradition, eigene Standestrachten und Aufnahmerituale und die Wahrung von technischen und künstlerischen Berufsgeheimnissen aus. Im Jahr 1257 wurde die Straßburger Bauhütte als oberste Bauhütte anerkannt, daneben gab es aber bereits drei weitere Haupthütten in Wien, Köln und Bern. Zwischen diesen Hütten bestand infolge der Wanderlust der Steinmetze reger Kontakt. Beim Regensburger Hüttentag 1459 wurde Wien zu einer der Haupthütten des Reiches erko-

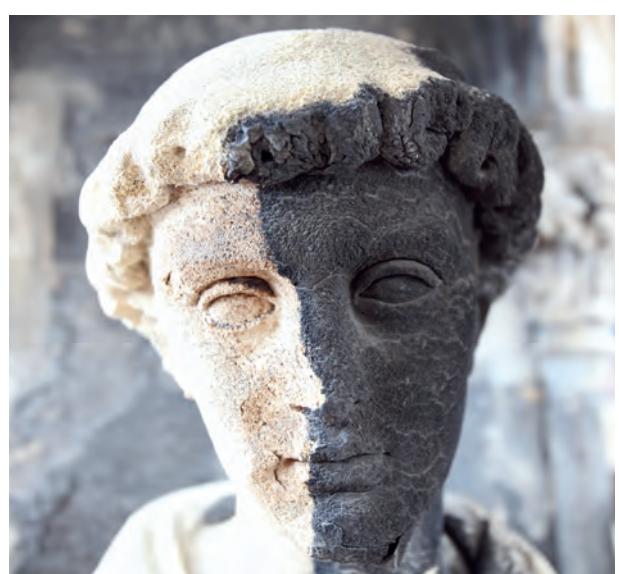


Eine besondere Herausforderung für die Mitarbeiter der Dombauhütte: die Restaurierung der Turmspitze



Schwindelerregender Arbeitsplatz. Überprüfung und Notbergung von Steinkunstwerken am nördlichen Langhaus

ren. Mit Beginn der Neuzeit ging die Bedeutung der Bauhütten zurück. Das neu erwachte Interesse am Mittelalter führte im 19. Jahrhundert zu einer Reaktivierung der Dombauhütte, die sich seitdem fast ausschließlich der Erhaltung des Domes widmet. Zahlreiche Restaurierungsarbeiten fanden am Südturm statt, zuletzt 2008. Eine besondere Herausforderung stellten die Wiederherstellungsarbeiten nach dem Dombrand von 1945 dar, sie gingen beinahe nahtlos in die heutigen Erhaltungsarbeiten über. Derzeit beschäftigt die Dombauhütte zu St. Stephan etwa zwanzig Personen, die auch heute noch in der traditionellen Handwerkstechnik Bauteile wie Krabben und Kreuzblumen genau nach den gefährdeten oder bereits zerstörten Vorbildern aus Stein meißeln oder ergänzen und am Dom „versetzen“. So klingen in St. Stephan die Hämmer und Meißel wie im Mittelalter und helfen mit, dass die Domkirche in ihrer alten Schönheit erhalten bleibt.



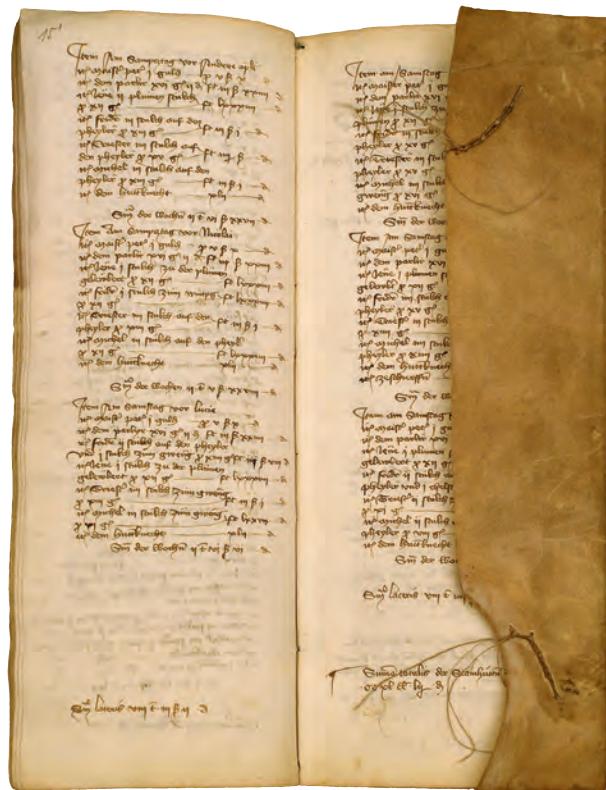
Die Statue des hl. Stephanus an einem Giebel des südlichen Langhauses während der Restaurierung

URSPRÜNGLICH EIN EHRENAMT

Das Kirchenmeisteramt

Zum Kirchenmeisteramt gehören alle Bediensteten, die für einen reibungslosen Ablauf des Alltags in Dom und Pfarre sorgen, derzeit etwa sechzig Personen. Ursprünglich trugen ehrenamtliche städtische Kirchenmeister die Verantwortung für die Vermögensverwaltung. Das Geld, das man für die Stephanskirche brauchte, wurde größtenteils durch bürgerliche Stiftungen und Legate aufgebracht. Dieses Vermögen hatte den Namen „Kleine Kirchenfabrik“, vom lateinischen „fabrica ecclesiae“. Die Verwaltung übernahmen unter König Ottokar († 1276) die Bürger der Stadt, als Kontrollorgan entstand die „Kirchenpflegschaft“. Ab der

An der äußeren Laibung des Riesentores findet sich diese mittelalterliche Figur eines Kirchenmeisters.



Die mittelalterlichen Rechnungsbücher des Kirchenmeisteramtes geben wertvolle Aufschlüsse über das mittelalterliche Baugeschehen.

zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde das gesamte Gut der Kirchenfabrik, auch die „große Fabrik“ (die „Baulast“) von Laien verwaltet. Im Jahr 1334 wird in einer Urkunde das Kirchenmeisteramt bereits als Verwaltungsinstanz genannt. Es war ein Ehrenamt, das nur vermögende Ratsherren des Inneren Rats der Stadt ausüben durften. Wie ihre Testamente bezeugen, trugen die Kirchenmeister auch persönlich zum Bau und Erhalt der Kirche bei. Als verantwortliche Bauherren hatten sie alle Rechtsgeschäfte zu tätigen, die Handwerker zu entlohen und waren zur sorgfältigen Buchhaltung verpflichtet. Die erhaltenen Kirchenmeisteramtsrechnungen sind wichtige Quellen für die Domgeschichte und geben einen lebendigen Einblick in das mittelalterliche Alltags- und Baugeschehen. Selbst Herzog Rudolf IV. gelang es nicht, das Kirchenmeisteramt einem geistlichen Kustos zu unterstellen. Nach der Bistumsgründung 1469 versuchten die Bischöfe, zunächst aber erfolglos, größeren Einfluss auf die Vermögensverwaltung zu

nehmen. So beklagte sich im 17. Jahrhundert Bischof Breuner, dass der Magistrat die volle Verwaltung ausübe. Kirchenmeister und Magistrat hatten sich gegen die Pläne zum barocken Umbau des Domes gestellt. Nach dem Konkordat von 1855 kam es zu einer Neuordnung der kirchlichen Rechtsstellung und infolgedessen wurde 1868 die Vermögensverwaltung von St. Stephan schließlich unter kirchliche Oberhoheit gestellt. Aus dem städtischen Kirchenmeisteramt wurde ein unter dem Erzbischof stehendes Amt, das von einem bischöflich ernannten Verwalter geleitet wurde. Diese Regelung blieb bis zum Ende der Monarchie (1918) bestehen. Nach der Pensionierung des letzten „weltlichen“ Kirchenmeisters 1932 wurden bis zum Jahr 2000 ausschließlich Kleriker in dieses Amt berufen. In diesem Jahr beschlossen die Verantwortlichen des Domes, dass in Zukunft auch wieder Nichtkleriker zum Kirchenmeister ernannt werden können, was seither auch der Fall ist.

WIE ALT IST DER DOM?

Die frühe Geschichte

Die zweite „Grundfrage“ – „Wie alt ist der Dom?“ – ist schon schwieriger zu beantworten. Im Jahr 1137 ist im „Tauschvertrag von Mautern“ zum ersten Mal von der Pfarre die Rede – man könnte dieses Schriftstück als die „Geburtsurkunde von St. Stephan“ bezeichnen. Mit ihm wird der Bau der romanischen Stephanskirche in Zusammenhang gebracht. Diese Kirche wurde zehn Jahre später geweiht, die „Taufurkunde von St. Stephan“ ist also auf das Jahr 1147 zu datieren. Damit beginnt die schriftliche Geschichte des Stephansdoms. Doch was war vorher?

Über die frühe Geschichte von St. Stephan wissen wir nicht viel, es gibt keine schriftlichen oder bildlichen Quellen. Die archäologischen Ausgrabungen im Inneren des Domes in den Jahren 1996 bis 2001 anlässlich des Einbaus einer neuen Heizung erbrachten wichtige neue Erkenntnisse. Demnach war die älteste Nutzung des Domareals die



Ausgrabungen im nördlichen Langhaus (2000), im Vordergrund ein Steinkistengrab, datiert zwischen 250 und 450 n. Chr.

eines Gräberbezirks. Man fand Steinkistengräber die laut Radiocarbonatierung zwischen 250 bis 450 n. Chr. belegt wurden. Am Ende jener Epoche, in der die Römer über die Provinz Pannonien und das Legionslager Vindobona herrschten. Eingemauerte römische Grabsteine im Unterbau des Riesenaltars ließen schon früher diese Vermutung zu.

Für das 9. Jahrhundert konnte ein Friedhof nachgewiesen werden, ab dem 10. Jahrhundert ist dieser als christlich anzusehen. Eine dazugehörige kleine Kirche wird zumindest angenommen, bald darauf folgten erste größere Kirchenbauten. Da bei den Grabungen nicht der gesamte Innenraum untersucht werden konnte, müssen viele aufgeworfene Fragen unbeantwortet bleiben.



Wichtige Erkenntnisse über die frühe Geschichte des Doms konnten durch die Grabungen im Bereich des Riesentores (1996) gewonnen werden.

Jedenfalls nehmen die Archäologen vor dem heutigen gotischen Dombau mehrere Vorgängerbauten an.

St. Stephan war seit der Zeit der Babenberger die Pfarrkirche Wiens und somit auch Begräbniskirche. Bei den Ausgrabungen wurden im Inneren der Kirche 430 Gräber gefunden und genau untersucht. Diese liefern uns wertvolle Informationen über Totenkulte vom Mittelalter bis in die Neuzeit und zeigen, dass die Geschichte St. Stephans nicht erst im überlieferten Gründungsjahr



Das vollständig erhaltene Steinkistengrab aus der Zeit zwischen 250 und 450 n. Chr.

1137 beginnt, sondern seine Wurzeln weit tiefer in die Vergangenheit zurückreichen als lange vermutet.

Im 12. Jahrhundert erfolgte am Ort der heutigen Stephanskirche der Bau einer von Passau abhängigen, großen Pfarrkirche, die dem Passauer Kirchenpatron St. Stephanus geweiht wurde. Der schon erwähnte „Mauterner Vertrag“ aus dem Jahr 1137 ist ein Tauschvertrag zwischen dem Babenberger Markgrafen Leopold IV. und Bischof Reginmar von Passau. Er ermöglichte den Bau dieser ersten schriftlich bezeugten Stephanskirche, die damals außerhalb der Mauer des ehemaligen Legionslagers lag. Dieser Vertrag erwähnte die Pfarre Wien erstmals, wurde in Mautern an der Donau geschlossen und besagte, dass der Markgraf die vermutlich bei St. Peter gelegene Wiener Pfarre dem Bischof übergeben und dafür einen Weinberg und die bei der Stadt gelegene Hälfte der Ausstattung der Wiener Pfarre erhalten sollte, mit Ausnahme des Areals, auf dem die Pferdeställe und die Hofstätten lagen. Im Vertrag wurde auch noch bestimmt, dass die Kirche und die übrigen kleineren Kirchen in derselben Pfarre künftig dem Wiener Pfarrer unterstehen sollten. Das Eigenkirchenrecht des Herzogs an der Pfarre ging also an den Bischof über. Auf dem Gebiet dieser ehemali-

gen Hofstätten wurde durch den Bischof von Passau mit dem Bau einer neuen großen Kirche begonnen. Zu Pfingsten 1147 erfolgte die erste Teilweihe des damals noch nicht vollständig fertiggestellten Kirchenbaus durch den Passauer Bischof Reginbert. Der Kirchenbau war in seinen Dimensionen für das damalige Wien viel zu groß konzipiert, worin eine programmatische Geste gesehen werden kann: St. Stephan war als zukünftige Bischofskirche gedacht.

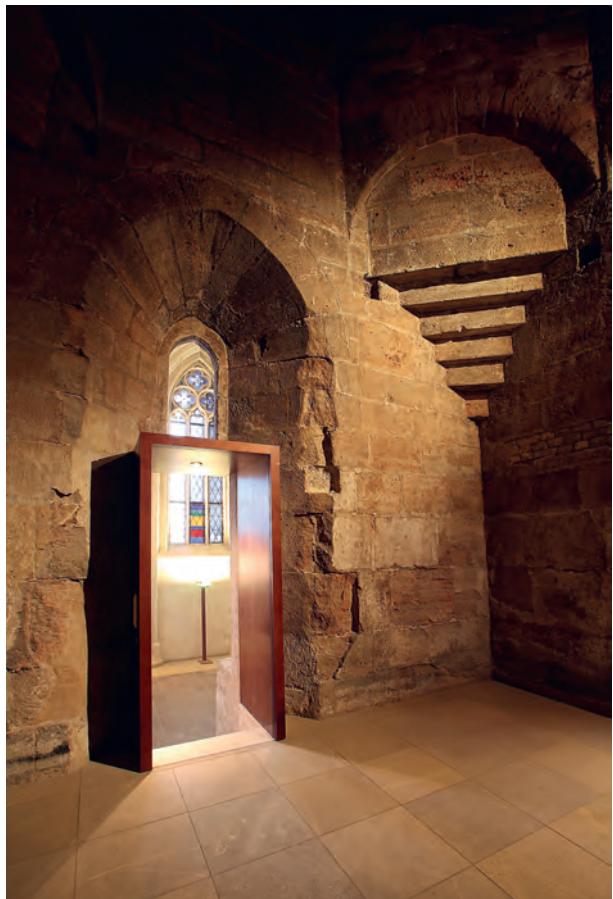
Von der Bausubstanz jener ersten Kirche hat sich über die Jahrhunderte fast nichts erhalten, wir sind darüber nur durch Grabungsbefunde und einige wenige Baufragmente unterrichtet. Der einzige auf uns gekommene Teil dieser Anlage – außer den nach den Grabungen wieder zugeschütteten Fundamenten – sind die so genannte „Schwarze Kammer“ im untersten Geschoss des südlichen Heidenturms, in der sich heute ein Beicht- und Aussprachezimmer befindet, sowie Teile des Erdgeschosses der Westanlage.

DIE BURG GOTTES

Romanik und Westwerk

Die Beweggründe für den Neubau des 13. Jahrhunderts sind nicht wirklich geklärt. Vermutlich steckte der Plan dahinter, St. Stephan zum Bischofssitz zu erheben. Man trug die alte Kirche des 12. Jahrhunderts bis auf die Fundamente ab, um sie mit Ausnahme der Untergeschosse der Heidentürme ab etwa 1230 auf annähernd denselben Fundamenten wieder aufzubauen.

Ihr Westwerk ist bis heute erhalten, und so kann man erkennen, dass diese romanische Kirche etwas schmäler war als der heutige Dom. Der neue spätromanische Bau mit einer Länge von ungefähr 83 Metern war in seiner Breite durch die beiden je 65 Meter hohen Westtürme (Heidentürme) bestimmt, die sein Dach weit überragten. Die oberen Geschosse der Heidentürme wurden wohl erst nach dem Stadtbrand von 1258 errichtet. Der Kirchenbau hatte einen tiefen Mittelchor, ein ausladendes Querhaus und eine dreischiffige basili-



Burgähnlicher Charakter: die romanische Turmkammer des südlichen Heidenturms

kale Form. Aus der erhaltenen Westempore mit ihren Säulenvorlagen, den Blatt- und Tierkapitellen und den zum Teil profilierten Bogenrippen kann man auf die überdurchschnittlich reichhaltige Ausstattung dieser Kirche schließen. Stilistische Vergleiche der Westfassade von St. Stephan lassen auch Verbindungen zum Bamberger Dom erkennen. Dieser Einfluss lässt sich durch die längere Anwesenheit von Kaiser Friedrich II. und seinem Statthalter Eckbert, dem späteren Bischof von Bamberg, 1236 in Wien erklären. Das theologische Programm des Riesentores weist hingegen deutliche Parallelen zu Ják in Westungarn bzw. stilistisch auch zum Nordportal der Kirche St. Jakob in Regensburg auf. Die einfache Wiener Pfarrkirche versuchte, mit dem Stil der großen Dome des Westens mitzuhalten.

Bischof Otto von Passau konnte diese Kirche am 25. April 1263 feierlich einweihen. Um das



An der archaisch anmutenden Westfassade von St. Stephan lassen sich die Bauphasen von drei Jahrhunderten ablesen.

Jahr 1267 begründete Pfarrer Magister Gerhard von Siebenbürgen die bis auf den heutigen Tag bestehende Curpriesterschaft (von „cura animarum“ – Seelsorge), der die Seelsorge am Dom anvertraut ist. Im selben Jahr war die Stephanskirche Tagungsort des „Wiener Provinzialkonzils“, einer Synode der gesamten Salzburger Kirchenprovinz.

KONTINUITÄT UND MACHTANSPRUCH

Die Westfassade

An der archaisch anmutenden Westfassade kann man auch heute noch die Baugeschichte von St. Stephan ablesen. In ihr spiegeln sich Baustile aus der Zeit zwischen 1170 und 1440 wider, 2007 wurde sie restauriert. Die romanischen Bauteile (Riesentor, Heidentürme und Westempore) wurden bewusst in die sehr eigenwillige gotische Westanlage integriert. Da man sich entschied, die verschiedenen Bauteile sichtbar zu lassen, können die Bauphasen von drei Jahrhunderten mit Leichtigkeit erkannt werden.

Links und rechts der Heidentürme wurden unter Herzog Rudolf IV. die doppelstöckigen Kapellen angebaut, die dem von Westen kommenden Betrachter vortäuschen sollten, dass sich hinter der Fassade eine fünfschiffige Kirche verbergen würde – auch dies ein Hinweis für die Pläne, aus der einfachen Pfarrkirche eine Bischofskirche zu machen. Es sind dies auf der Südseite die Eligiuskapelle und darüber die Bartholomäuskapelle, auf



Grinsender Drache: Wasserspeier am Heidenturm

der Nordseite die Morandus- (besser bekannt als Prinz-Eugen-Kapelle) und darüber die Valentinskapelle. Über dem großen Westfenster wachen der Dompatron Stephanus und der heilige Laurentius sowie der Erzengel Michael als Patron und Beschützer des Friedhofs, der die Kirche umgab. An den Ecken der doppelstöckigen Kapellen sind

Mit ernster Miene wachen die Heiligen Laurentius, Stephanus und der Erzengel Michael über dem Riesentor.





Der Stephansdom: stiller Wächter über der lauten Stadt – im Vordergrund die Spitze des südlichen Heidenturms

rechts an der Bartholomäuskapelle (auch Herzogs- kapelle oder Königskapelle genannt) die Statuen von Herzog Rudolf IV. und links an der Valentins- bzw. Reliquienkapelle seiner Gattin Katharina mit ihren Schild- und Wappenträgern zu erkennen. Dadurch wird, für alle erkennbar, die Stephanskirche als Herrscherkirche ausgewiesen.

ORT DER MACHT

Die Westempore

Gemeinsam mit den Heidentürmen und dem Riesentor gehört die Westempore zu den ältesten noch erhaltenen Teilen des Stephansdomes. Sie wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet und war ursprünglich als „Herzogsempore“ – als Sitz des Herzogs – konzipiert. Als Vorbil-

der dienten hier die großen Westemporen in den alten deutschen Kaiserdomen, besonders Aachen mit dem berühmten Kaiserstuhl Karls des Großen.

Auf der Westempore: links ein zugemauertes romanisches Radfenster, ursprünglich Außenfenster der Kirche des 13. Jahrhunderts



Als Oratorium des Landesfürsten war sie ein Raum für sich, aber doch auf den Altar hin ausgerichtet. Der Herrscher war den Blicken der Gläubigen entzogen, hatte seinen Platz gegenüber dem Hauptchor und stand räumlich über dem Priester. Das „Gottesgnadentum“ kam augenscheinlich und für alle verständlich zum Ausdruck. Im Zuge des gotischen Um- und Neubaus des Westwerks von St. Stephan bewahrte man die Westempore gleichsam als „landesfürstliches Heiligtum“. Unter Herzog Rudolf IV. dem Stifter († 1365) wurde sie Sitz des von ihm gestifteten „Allerheiligenkapitels“, des heutigen Domkapitels. Da nun ein neuer Gebetsort für den Herrscher benötigt wurde, bestimmte er die über der Eligiuskapelle gelegene Bartholomäuskapelle zum neuen Sitz des Herzogs. Unter seiner Herrschaft wurde auch mit dem Bau der nördlichen, oberen, ebenfalls von der Empore aus zugänglichen Valentinskapelle, die heute als Reliquienkapelle dient, begonnen.

Erst in der Barockzeit kam eine große Orgel auf die Empore, welche jedoch leider 1945 verbrannte. Die heutige, 2020 geweihte Riesenorgel gilt als eine der größten Kirchenorgeln der Welt. Es war das umfangreichste Orgelbauprojekt der letzten Jahrzehnte in Österreich.

Im Bereich der Heidentürme finden sich auf der Westempore spätromanische Rippengewölbe und Fensterrosen mit Speichenräder und Bandgeflechten. Letztere bildeten die ursprünglichen Außenfenster des romanischen Schifffes und zeigen uns heute eindrücklich die damalige Breite

Die Kapitelle auf der Westempore stammen noch aus der Romanik.



Die gotisch überbaute Westfassade, auf der die Riesenorgel steht, stammt im Kern noch aus dem 13. Jahrhundert. Ihre ursprüngliche Widmung war die einer Herrscherempore.

der Kirche. Die kleinen gotischen Kanzeln, die jetzt Orgelpositive tragen, dienten einst als Unterbauten für Altäre. Die Blatt- und Knospenkapitelle mit grotesken Köpfen und Fabeltieren stammen

Fabelwesen und groteske Köpfe schmücken die romanischen Kapitelle.



ebenfalls noch aus der Erbauungszeit der Empore. Im nördlichen Teil, beim Aufgang zur Empore, sieht man Brandschäden aus dem Jahr 1945 – bewusst belassen, um den nachfolgenden Generationen eine Ahnung dieser Katastrophe zu vermitteln. So ist die Westempore von St. Stephan beredete Zeugin der wechselvollen Geschichte unseres Domes, vom Gestern zum Heute, von der Zeit der Romanik bis zur Wiedererstehung nach dem großen Dombrand.

LEGITIMATION DER MACHT

Die mittelalterliche Wandmalerei

Auf der Nordseite der Westempore findet man, etwas versteckt hinter dem Orgelkasten, eine romanische Wandmalerei, entstanden zwischen 1246 und 1251. Sie zeigt Christus in der Mandorla (ähnlich der Darstellung im Riesentor), links Maria und rechts Johannes den Täufer. In der unteren Zeile sieht man die thronende Gottesmutter mit dem Jesukind vor einer reichen Architekturkulisse, zu ihrer Linken männliche Heilige – darunter eine bemerkenswert frühe Darstellung des heiligen Franziskus – und rechts von ihr eine Frauengestalt mit einem Kind, beide ohne Heiligenschein, auf die eine aus den Wolken kommende Hand hinweist.

Romanische Wandmalerei auf der Nordseite der Westempore



Mittelalterliche Belehnungsszene neben der thronenden Gottesmutter

Es handelt sich bei dieser Szene um die Darstellung einer mittelalterlichen Belehnung:

Im Jahr 1246 starb der letzte Babenberger Friedrich II. Seine Schwester Margarete hatte gehofft, dass ihr Sohn, der kleine Friedrich († 1251), die Herrschaft in den österreichischen Ländern antreten könnte. Wahrscheinlich sollen die beiden Figuren ohne Nimbus Margarete und ihren Sohn Friedrich darstellen. Die Hand Gottes, die aus den Wolken ragt, signalisiert den Auftrag und die Legitimierung der Herrschaft. Im 13. Jahrhundert überarbeitet, verschwanden die Malereien in der Mitte des 15. Jahrhunderts infolge der Umgestaltungen auf der Westempore unter einer weißen Kalkschlämme. Erst im 19. Jahrhundert wurden sie wieder – leider sehr unsachgemäß – freigelegt. Im Jahr 2004 konnte dieses ehrwürdige Wandgemälde endlich fachgerecht restauriert werden, wodurch auch bislang unsichtbare Details wie zum Beispiel die Vögel an der Gestalt des hl. Franziskus ans Tageslicht kamen.



Der frühgotische Chor von St. Stephan ähnelt in seinem schlichten Äußeren der Bettelkirchenarchitektur, am 23. April 1340 wurde er von Bischof Albert II. von Sachsen-Wittenberg geweiht.

DER BÜRGERCHOR VON ST. STEPHAN

„Albertinisch“ ist nicht ganz korrekt

Zwischen 1304 und 1340 wurde an das romanische Langhaus ein neuer Chor angebaut. Vorbild für diesen war der 1295 vollendete Hallenchor der Abteikirche des Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz in Niederösterreich. Er ist in seinem Äußeren klar gegliedert, einzig das mittlere Chorpolygon tritt als Akzent hervor, wie es auch das Kirchenmodell in

der Hand Rudolfs des Stifters im Bischofstor zeigt. Unter der umlaufenden Maßwerkbrüstung, der begehbarer „Regenrinne“, sieht man ein Blattfries, jeweils seitlich der Strebepfeiler Wasserspeier (Frauenfiguren, Greife, Widder, Affen, Fabelwesen, Löwen, Hunde). Als deren Konsolen erkennt man zeitgenössisch gekleidete Personen, teils mit Musikinstrumenten (Flöte, Horn usw.), Männer und Frauen, Mönche und Kentauren. An der vierten Konsole auf der Südseite ist ein „A“ eingraviert, es wird als Initialie Herzog Albrechts II. ge-



Wasserspeier an der Südseite des Chors, die Kanonenkugel und die Jahreszahl 1683 erinnern an die zweite Osmanische Belagerung Wiens.

deutet, unter dessen Regierung der Chor geweiht wurde. An der 14. Konsole erinnert eine eingemauerte Kanonenkugel mit der Jahreszahl 1683 an die zweite Osmanische Belagerung.

Der Bau wurde 1304 unter der Regierung von Albrecht I. († 1308) begonnen, geriet aber nach dessen tragischem Tod (er wurde von seinem Neffen ermordet) ins Stocken. Unter der Herrschaft Herzog Albrechts II. († 1358), genannt „der Lahme“ oder „der Weise“, wurde er durch die tatkräftige Unterstützung des Wiener Bürgertums wieder vorangetrieben. Über die Fortschritte des Chorbau ist nicht genau unterrichtet – mit Sicherheit wissen wir jedoch, dass der neue Chor am 23. April 1340 vom Passauer Bischof Albert Herzog von Sachsen, der einst auch Pfarrer von St. Stephan gewesen war, eingeweiht wurde. Nach den beiden Regenten während seiner Entstehungszeit wird er allgemein „Albertini-

scher Chor“ genannt, auch deshalb, weil man annahm, dass die Herzöge finanziell viel zum Bau beigetragen haben. Der Chor trägt diesen Beinamen aber zu Unrecht! Wie die erhaltenen Legate und Testamente bezeugen, waren es die Bürger dieser Stadt, die den Bau finanzierten und auch die Bauverhandlungen wurden bereits von ihnen geführt. Um Platz für den Neubau zu gewinnen, musste beispielsweise dem Zisterzienserstift Zwettl ein Haus auf der Ostseite des Friedhofes abgelöst werden. Daher berichtet die berühmte „Bärenhaut“, das Stiftungsbuch des Stiftes Zwettl, dass die Bürger Wiens als Bauherren fungierten, sie verwalteten auch das Baubudget der Stephanskirche und erwarben die nötigen Grundstücke. Als Bittsteller der Ablassbriefe aus dieser Zeit scheinen Kirchenmeister und Bürger auf, auch der Tauschvertrag mit dem Deutschen Orden wurde von ihnen getätig. Deshalb müsste man den gotischen Chor von St. Stephan eigentlich „Wiener Chor“ oder „Bürger-Chor“ nennen.

Aus der Zeit der Chorweihe durch Bischof Albert von Passau haben wir erstmals gesicherte Nachrichten über Altäre. Am 23. April 1340 kon-

Die ursprünglich 12 Medaillons mit Darstellungen der Apostel im Chor von St. Stephan (um 1340) bildeten ein sogenanntes „Apostelcredo“. Jedem Apostelbild wurde ein umlaufender Satz aus dem Glaubensbekenntnis zugeordnet.





Alte Innenansicht des Mittelchores mit dem von den Wiener Ratsherren gestifteten Chorgestühl von Wilhelm Rollinger (1487), darüber links die barocke Musikempore und rechts das Kaiseroratorium (1945 vernichtet). Unten: Kreuzabnahme um 1330/1340, Fragment eines mittelalterlichen Altars von St. Stephan

sekrierte (weihte) der Bischof zum einen die Chorhalle (welche er an den noch heute teilweise erhaltenen Apostelzeichen salbte), zum anderen aber auch sechs Altäre, von denen damals drei im Chor und drei am Lettner standen, der steinernen Trennwand zwischen Chor und Langhaus.

Der Hauptaltar an der Rückwand des Mittelchores hatte den hl. Stephanus zum Patron, wird in den mittelalterlichen Quellen aber auch häufig „Vronaltar“ („Vron / Fron“ – mhd. für Herr) genannt, da sich das Sakramentshäuschen in der Nähe befand. Wir wissen nicht viel von diesem Altar, durch einen Zufall jedoch zumindest, dass er ein Flügelaltar war: Es hat sich eine Rechnung aus dem Jahr 1466 erhalten, der man entnehmen kann, wie viel Geld der Meister Kaspar, der „die große Tafel auf st. Stephan Altar vorn im chor auf und zu tut“, bekommen hat. In der Mitte des Hauptchores war der Ort für den frei stehenden „Gottselichnamsaltar“, der mit einer kostbaren





Christi Himmelfahrt: Detail eines mittelalterlichen Chorfenssters von St. Stephan (um 1340)

Marienstatue geschmückt und 1334 von Pfarrer Heinrich von Luzern gestiftet worden war. Die traditionelle Fronleichnamsprozession nahm bei diesem Altar ihren Anfang. Herzog Rudolf ließ später sein Grabmal mit dem Altar verbinden, so dass dieser gleichsam zu einem Grabaltar wurde. 1336 wird urkundlich der „Zwölfpotenaltar“ (Apostelal-

tar) im südlichen Chor, etwa im Bereich des Friedrichsgrabes, erwähnt und 1340 berichtet eine Urkunde vom Frauenaltar im Nordchor. Zu diesem Altar könnte einst die Dienstbotenmuttergottes gehört haben. Die Passauer Matrikel weist im Jahr 1476 36 Altäre in St. Stephan auf. Zwischen 1476 und 1487 schuf der Bildschnitzer und Leiter der Passionsspiele bei St. Stephan Wilhelm Rollinger das 1945 leider völlig verbrannte alte Ratsherren gestühl im Mittelchor. Es zeigte in geschnittenen Reliefs Szenen aus der Leidensgeschichte Christi, und zwar so, wie sie beim Wiener Passionsspiel aufgeführt wurden. Die Gesichter der einzelnen Figuren zeigten wahrscheinlich angedeutete Porträts von Mitgliedern der Passionsspiele. Das Chorgestühl war als Sitz für den neuen Bischof, den Propst, die Mitglieder des Kapitels und der Cur geistlichkeit bestimmt.

Albrecht I., Friedrich „der Schöne“ und Albrecht II. sowie in der Folge sein Sohn Rudolf IV. der Stifter setzten den planmäßigen Ausbau von St. Stephan zur „Capella regia Austriaca“ mit dem stufenweisen Umbau der alten romanischen Kirche fort. Doch waren es die Bürger dieser Stadt, die den Bau finanzierten. St. Stephan ist daher vor allem ein Denkmal der Liebe der Wiener zu ihrer Hauptkirche.

GRUNDEGEGENSTAND, ABER NICHT VIEL BEZAHLT

Rudolf der Stifter und St. Stephan

Herzog Rudolf IV., genannt der Stifter, war Landesherr von Österreich mit sehr klaren politischen Vorstellungen. Seine Geburt am Allerheiligenstag 1339 im Widmertor der Wiener Burg war heiß ersehnt. Die Ehe seiner Eltern war 15 Jahre lang kinderlos geblieben, und so unternahm sein Vater, Herzog Albrecht II. „der Lahme“, eine beschwerliche Pilgerfahrt nach Köln und Aachen, um für sich einen Nachkommen zu erbitten. Seine Gebe te wurden erhört, seine Gattin Johanna von Pfirt wurde schwanger und gebar Rudolf. Dies gab An-



Das Rudolfsbild gilt als ältestes erhaltenes authentisches Herrscherporträt des Abendlandes und zeigt den jungen Herzog kurz vor seinem Tod im Dreiviertelpotpriät mit der ihm nicht zustehenden Bügelkrone. Die Inschrift „Rudolf IV. Erzherzog von Österreich usw.“ zeugt vom Selbstbewusstsein Rudolfs.

lasse zu einigen Spekulationen, ob denn dieser Rudolf wirklich legitim sei, doch Albrecht ließ von allen Kanzeln seines Reiches verkünden: „Rudolf ist mein legitimer Sohn!“ Als dann dem Herzogspaar noch weitere fünf Kinder geschenkt wurden, versiegten die Gerüchte. Die Geburt Rudolfs aufgrund der Reliquienwallfahrt seines Vaters und noch dazu am 1. November erklären wohl seine besondere Liebe zu den Reliquien und allen Heiligen.

Zu Ostern 1353 wurde der erst 14-jährige Rudolf in Prag mit Katharina, der Tochter Kaiser Karls IV., vermählt. Im Jahr 1356 widmete er, noch in jungen Jahren, seinen Geburtsraum in der Burg zu einer Kapelle zu Ehren der Dreifaltigkeit, Jesu Christi, der Gottesmutter und aller Heiligen um.

Nach dem Tod seines Vaters trat Rudolf 1358 die Regierung an und erbat im selben Jahr von Papst Innozenz VI. die Erlaubnis zur Errichtung eines Kollegiatkapitels in dieser Kapelle. Mit zwei Bullen vom 31. Dezember 1358 bestätigte der Papst die Errichtung dieses Kapitels, bestehend aus einem Propst, der die Pontifikalien tragen durfte, 24 Chorherren und 26 Kaplänen. Gleichzeitig wurde die neu gegründete Gemeinschaft der Jurisdiktion des Erzbischofs von Salzburg und des Bischofs von Passau entzogen. In dieser Zeit lässt Rudolf auch das sogenannte „privilegium maius“ herstellen, eine Fälschung von mehreren Urkunden, mit denen eine besondere Vorrangstellung des Herzogs von Österreich als „Erzherzog“ legitimiert werden sollte. Es war auch Rudolf IV., der 1359 den Grundstein für den gotischen Erweiterungsbau von St. Stephan legte, beim heutigen Südturm vollführte er selbst den ersten Spatenstich. In der Grundsteinlegungsurkunde aus demselben Jahr

Katharina von Böhmen, Gattin Herzog Rudolfs: Statue an der Nordseite der Westfassade (Kopie 19. Jahrhundert)

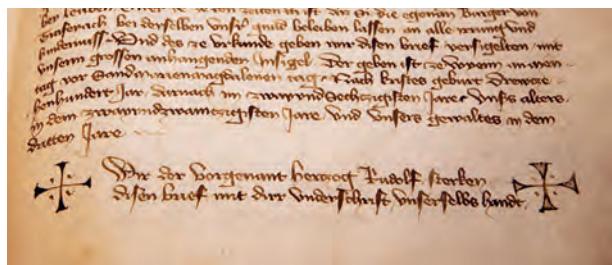




Die Geheimschrift Rudolfs im Bischofstor weist auf seine Grablege in „seiner“ Kirche hin.

spricht Rudolf bereits von einem Kapitel zu Allerheiligen an der Stephanskirche. Der damalige Pfarrer von St. Stephan, Leopold von Sachsen-gang, gab im selben Jahr noch seine Zustimmung. Fast 80 Jahre lang wuchs der Südturm langsam, aber kontinuierlich empor, 1433 war er schließlich vollendet. Die Stephanskirche bestimmte er für sich und seine Familie als herzogliche Grabstätte. Eine in Geheimschrift verfasste Inschrift im Bi-

Rudolf als Stifterfigur im Bischofstor, in seinen Händen das doppeltürmige Kirchenmodell von St. Stephan



Als einer der wenigen Herrscher des Mittelalters konnte Rudolf lesen und schreiben, unterfertigte Urkunden eigenhändig.

schofstor, „Hic est sepultus de nobili stirpe Dux Rudolfus Fundator“ – „Hier liegt begraben Herzog Rudolf, aus adeligem Stamm, der Stifter“ –, weist auf die Begräbnisstätte des Stifters hin. Unter seiner Regierung entstanden auch die seitlichen doppelstöckigen West- oder Herzogskapellen.

In einem komplizierten, langwierigen Prozess gelang es Rudolf schließlich, die einfache Pfarrkirche St. Stephan zu einer Propstei zu erheben, die offizielle Gründungsurkunde ist mit 16. März 1365 datiert. Wie schon erwähnt, wurde von ihm die Westempore, die alte Herrscherempore, als neues Kapitelhaus bestimmt. Beim Hochaltar im Mittelchor war der Ort für das Chorgebet, dort stand der Stuhl des Propstes auf eine Weise, die sonst eigentlich nur einem Bischof zukommt. Auch für die übrigen Kapitelmitglieder gab es eine genaue Sitzordnung.

In zwei Stiftsbriefen regelte der Herzog alle liturgischen Einzelheiten. Der erste dieser Briefe ist nur als Kopie überliefert und leider im Original verschollen. Der zweite, der sogenannte „große Stiftsbrief“, ist in besonders feierlicher Form abgefasst. Als Zeugen werden sechs Bischöfe, sechzehn Äbte, fünf Regularpröpste, zehn Grafen und 113 weitere Adelige angeführt. Bis ins kleinste Detail regelte Rudolf in diesem die Rechte und Pflichten der Kapitulare, ihre Kleidung, die Aufbewahrung der Kleinodien, des Archivs und der Reliquien. Bischof Albert II. von Passau verzichtete am 20. März 1365 zugunsten des Herzogs auf das Patronat von St. Stephan. Am darauffolgenden Tag wurden die Pfarr-Rechte an den neuen Propst übertragen, er war nun Inhaber der alten Stephanspfarre. In der praktischen Seelsorge sollten die

Priester der Cur die Kapitulare unterstützen. Das Kapitel an der Burg, dem ursprünglichen „Sitz“, hatte nie wirklich existiert, es ging Rudolf von Anfang an nur darum, den Einspruch des Passauer Bischofs zu umgehen und St. Stephan dessen Einflussbereich zu entziehen.

So hatte Rudolf der Stifter es zwar auch nicht geschafft, Wien zum Bischofssitz zu erheben, mit der Gründung des Kapitels und den weitreichenden Privilegien aber einen wichtigen Schritt gesetzt. Und ganz uneitel war er wohl auch nicht. Beim feierlichen Einzug in seine Kirche war der Landesfürst nun von „Clerisey“ umgeben: an der Spitze der Propst, der aussah wie ein Bischof, und 24 Kleriken, die gekleidet waren wie Kardinäle („nach Syt der Cardinel“): über dem roten Talar das weiße Chorhemd und darüber ein roter Kragen. Diese Kleiderordnung entsprach schon damals den österreichischen Landesfarben: Rot-Weiß-Rot. Eine augenscheinlichere Machtdeemonstration war eigentlich nicht möglich.

Mit der Person Rudolfs untrennbar verbunden ist auch die Gründung der Universität Wien am 12. März 1365. Diese war nach Prag die zweitälteste im damaligen Heiligen Römischen Reich. Dem Propst des neuen Kapitels wurde die Funktion eines Kanzlers der Universität verliehen. Bereits 1363 übertrug die letzte Erbgräfin von Tirol Margarete Maultasch († 1369) nach dem Tod ihres einzigen Sohnes Meinhard III. († 1363) mit Zustimmung der Tiroler Landstände ihrem Verwandten Rudolf das Land im Gebirge. Tirol war somit österreichisch geworden.

Bereits kurz nach der Gründung der Universität und des Kapitels starb Rudolf am 27. Juli 1365 im Alter von 26 Jahren in Mailand. Sein Leib wurde zunächst in der Krypta der Mailänder Kirche San Giovanni in Conca bestattet, im Herbst desselben Jahres dann nach Wien überführt und in seiner Kirche St. Stephan ehrenvoll beigesetzt.

Durch Rudolfs frühen Tod gerieten die Bauarbeiten ins Stocken. Doch die Bürger Wiens nahmen sich des Baus an und sorgten auch in finanzieller Hinsicht dafür, dass die große Idee Rudolfs nicht Illusion blieb. Zeitgleich mit dem Bau des

Turmes begann man die Wände des neuen Langhauses um die alte romanische Kirche hochzuziehen. Die Mauern der spätromanischen Kirche blieben zunächst stehen, dadurch konnte sie nach wie vor für Gottesdienste genutzt werden. Aber um sie herum wuchs die neue Kirche, in reifer Kathedraltik ausgeführt, repräsentativ im Äußeren, ungewöhnlich dekorativ ausgestattet im Inneren. Die Kirchenmeisteramtsrechnungen bezeugen, dass zwischen 1430 und 1440 die romanischen Langhauswände abgerissen wurden. Dombaumeister Hans Prachatitz konnte 1433 den Südturm vollenden, ab 1440 errichtete man den hölzernen Dachstuhl, erst im Anschluss konnte man die Gewölbe einziehen. Verantwortung für den Bau trug zu dieser Zeit der sagenumwobene Hans Puchsbaum, von dem auch die Pläne zum Bau des Nordturms stammen. Sein Mitarbeiter Laurenz Spenning wurde sein Nachfolger. In seiner langen Zeit als Dombaumeister konnte er das von seinen Vorgängern begonnene Werk fast zu Ende führen.

„DER HERZOGEN GRAB“ **Rudolfs Grabstätte**

Herzog Rudolf sorgte schon zu Lebzeiten für sein ewiges Andenken. Bereits in seiner „Verordnung für die Kirche zu St. Stephan“ aus dem Jahr 1363

Grablege direkt unter dem Hochaltar: die Särge Rudolfs und seiner Gattin Katharina in der alten Herzogsgruft

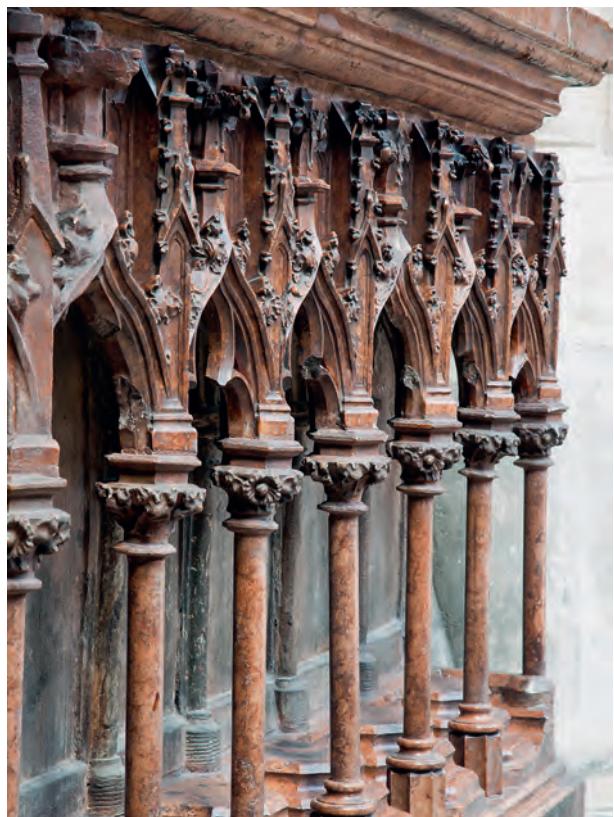




Mit authentischen Gesichtszügen: Liegefiguren von Rudolf und Katharina an ihrem Grabdenkmal im Marienchor

kommt er auch auf „der Herzogen Grab“ zu sprechen, und zwar als eine bestehende Einrichtung. So sollte es an allen Tagen des Jahres mit brennenden Kerzen geschmückt werden und das von ihm gestiftete Kollegiatkapitel wurde verpflichtet, täglich auf dem Gottleichnamsaltar und dem Frauenaltar ein feierliches Amt für das Seelenheil des Stifters zu singen. Das heute nur mehr unvollkommen erhaltene Grabdenkmal des Herzogs im Nordchor des Domes stand ursprünglich direkt über dem Eingang zu seiner Gruft, die er aus Anlass des frühen Todes seines Bruders Friedrich († 1362) direkt unter dem Hochaltar errichten ließ. Unweit davon hing das berühmte Stifterbild (heute im Dommuseum), ein farbiges, lebensnahes Porträt, das Rudolf kurz vor seinem Tod zeigt, geschmückt mit der ihm nicht zustehenden Bügel-

Ursprünglich schmückten Figuren von Chorherren und Universitätsprofessoren die nun leeren Arkaden des Kenotaphs.





Die historische Aufnahme nach der Sargöffnung von 1933 zeigt die ursprüngliche Bettung Herzog Rudolfs IV.

krone und dem Erzherzogstitel. Es gilt als das älteste authentische Herrscherporträt des Abendlandes.

Der Sarg des Herzogs wurde 1739 im Auftrag von Maria Theresia und neuerlich 1933 geöffnet. Beim Leichnam fand man ein doppelschneidiges Schwert und auf der Brust des Herzogs ein Kreuz, das folgende Inschrift in Latein trug: „Im Jahr des Herrn 1365 am Sonntag nach dem Fest des hl. Apostels Jakobus starb zu Mailand der durchlauchtigste Fürst Rudolf, Herzog von Österreich, Steiermark und Kärnten, in seinem 26. Lebensjahr.“ Weiters werden die Gründung des Kollegiatstifts von St. Stephan, die Universitätsgründung und die Erwerbung Tirols als seine wichtigsten Taten genannt. Der Leichnam war aus hygienischen Gründen in eine Kuhhaut gewickelt. Das über die Gebeine gebreitete Brokattuch besteht aus persi-



Das aus Persien stammende Grabtuch Rudolfs des Stifters, 1933 entnommen und seither im Dom Museum Wien aufbewahrt

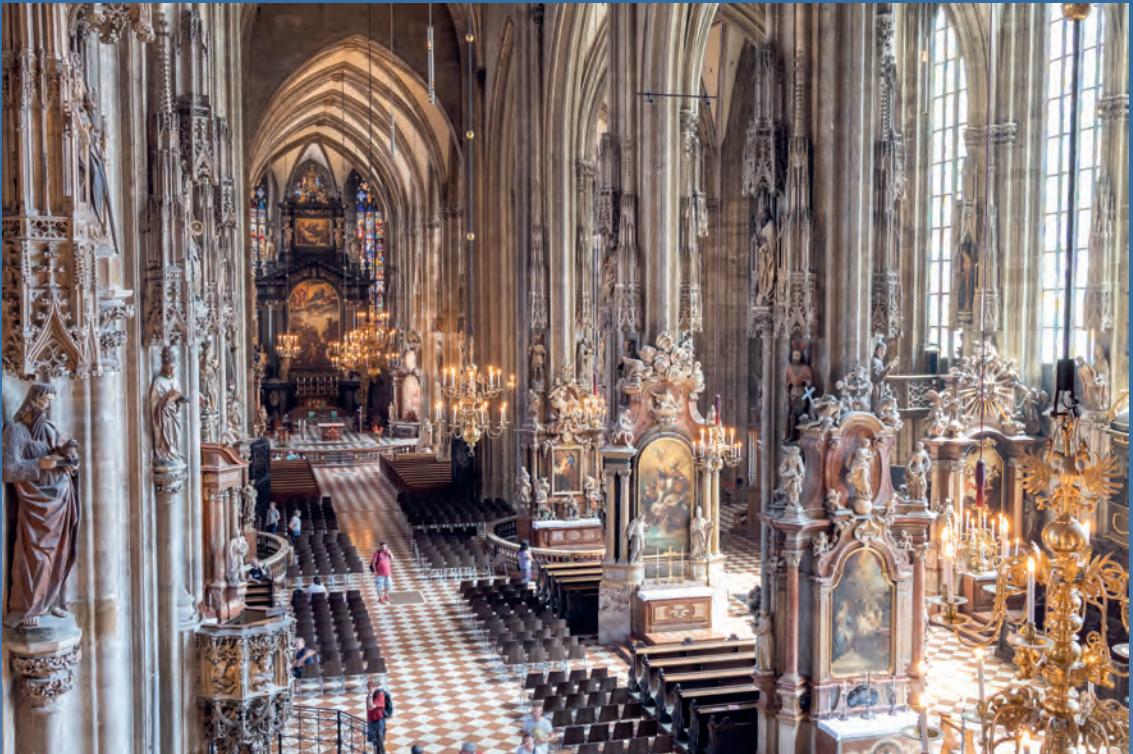
schem Seidenbrokat, bereits 1739 wurde es beschrieben. Mit vergoldeten Silberfäden einbrotschierte Lobsprüche auf den Groß-Khan von Persien Abu Said Bahadur († 1335) machten es möglich, den Stoff zu lokalisieren und zu datieren. Dieser ist nicht zuletzt ein sprechender Hinweis auf die Weltoffenheit und die vielseitigen Beziehungen des jung verstorbenen Herzogs, dem die Domkirche St. Stephan bis heute ein ehrendes Andenken bewahrt.





WER EINTRITT, SOLL GLÜCK UND SEGEN EMPFANGEN

Die Portale des Domes



Von seinen bescheidenen Anfängen als romanische Kirche bis hin zu seiner heutigen majestätischen Erscheinung, erzählt dieser Band von den Ereignissen und Persönlichkeiten, die den Stephansdom geprägt haben. Erfahren Sie mehr über die Architekten, Künstler und Baumeister, die ihre visionäre Kunst in Stein und Glas verewigten. Durch atemberaubende Fotografien und detaillierte Beschreibungen werden die kostbaren Kunstwerke des Doms zum Leben erweckt. Von den berühmten Fenstern und Fresken bis hin zu den imposanten Skulpturen und Altären – jeder Winkel des Doms birgt eine reiche kunstvolle Erzählung. Doch der Wiener Stephansdom ist nicht nur ein architektonisches Juwel, sondern auch ein Ort tiefer spiritueller Bedeutung. Entdecken Sie die religiöse Botschaft, die in seinen Mauern verkörpert ist, und lassen Sie sich von der transzendenten Schönheit seiner Sakralräume berühren.